

die Heilsökonomie Gottes austrägt und es eine Möglichkeit zur „Integration“ von Immanenz und Transzendenz sowie zwischen Denkendem und Gedachtem geben muss (vgl. Biser, *Der unbekannt Paulus*, Düsseldorf 2003, 290f., unter Hinweis auf die von Alfred North Whitehead inaugurierte ‚Prozess-Theologie‘). Man könnte sagen: Weil sich Gott in seiner „Liebe“ der Welt zugewandt und sich in Jesus Christus „verendlicht“ hat, ist es dem Menschen gegeben, „Christus“ zu erkennen und im Glauben „zu Gott“ erhoben zu werden. Dies legt ein nach-metaphysisches Weltbild nahe, da Gott nicht mehr im Sinne der Substanzmetaphysik als absolut transzendentes Sein im Gegensatz zum endlichen physischen Sein verstanden werden kann, sondern sich als ein dem weltlichen Sein zugängliches, „über-substantielles“ Sein erschlossen hat. Dies hat grundlegende Konsequenzen für das Gott-Welt-Verhältnis sowie für die naturwissenschaftliche und religiöse Weltsicht. Hier hebt vielleicht eine „Theologie der Zukunft“ an, die unter den Bedingungen der postmodernen „Infragestellung“ der Religion einen tieferen, ganzheitlichen Zugang zur „Transparenz“ Gottes (Thorleif Boman) für Sein und Dasein herausarbeiten könnte.

Es ist das Bleibende des Denkens von Eugen Biser, dass in seinem Werk – von den „Nietzsche“-Studien bis zur Darstellung der „Gotteskindschaft“ – eine Fülle von Anregungen für das Gespräch innerhalb des Christentums, zwischen Theologie und Philosophie und für den Dialog aus christlichem Ursprung gegeben ist, die einzuholen unserer Zeit zum „Nach- und Mittvollzug“ (Biser) mehr denn je aufgetragen ist. Dazu hat der vorliegende Sammelbd. eine erfreulich inhaltsreiche und zutiefst anregende Grundlegung geschaffen.

T. HERRMANN

MARMODORO, ANNA / HILL, JONATHAN (HGG.), *The Metaphysics of the Incarnation*. Oxford: Oxford University Press 2011. 253 S., ISBN 978-0-19-958316-4.

Während dies in Deutschland eher selten vorkommt, gibt es in Großbritannien und den USA eine Vielzahl an Philosophen, die sich mit genuin theologischen, näherhin materialdogmatischen Themen wie der Christologie befassen. Nahezu sämtliche dieser Philosophen stehen der sprachanalytischen Tradition nahe. Sollen Aussagen über die Wirklichkeit getroffen werden, dann durch die Analyse der Sätze, mit denen sie erschlossen wird. Im Falle der Christologie sind dies die Formulierungen des Neuen Testaments sowie diejenigen der frühen Konzilien, weil es unabhängig von ihnen keinen Zugang zur Person Jesu Christi gibt.

Wer sich einen Überblick über die Diskussion der Christologie innerhalb der sogenannten analytischen Religionsphilosophie verschaffen will, kann dies bestens anhand des vorliegenden Sammelbds. tun, herausgegeben von Anna Marmodoro und Jonathan Hill. Der Bd. dokumentiert eine Konferenz, die im September 2009 an der Universität Oxford stattgefunden hat. Die Liste der Teilnehmer liest sich wie ein *Who is Who* der derzeitigen englischsprachigen Religionsphilosophie. Hinzu kamen noch einige Nachwuchswissenschaftler, von denen in Zukunft sicherlich noch zu hören sein wird. Für den Leser hilfreich ist die Einführung von *Jonathan Hill*, in welcher kurz die Problemstellungen benannt und die diversen Lösungsversuche vorgestellt werden (1–19).

Zu den ersten Religionsphilosophen, die sich in den 1980er- und 1990er-Jahren auf analytischer Grundlage der Christologie zuwandten, zählen *Stephen T. Davis* und *Richard Swinburne*, die in ihren Beiträgen komprimiert darstellen, was sie seither publiziert haben. Übereinstimmend gehen beide davon aus, dass sich die Eigenschaften des Gottseins und des Menschseins nicht einfachhin miteinander vereinbaren lassen. Die Autoren unterscheiden sich freilich darin, wie sie den von ihnen konstatierten Widerstreit aufzulösen versuchen. Davis nimmt an, dass der Sohn Gottes darauf verzichtet, einige seiner Eigenschaften auszuüben. Im Anschluss an den Philipphymnus, wo von einer Selbstäußerung die Rede ist, bezeichnet er seine Christologie als kenotische (114–133). Swinburne hingegen rekurriert auf die von Sigmund Freud entwickelte Theorie der Ich-Spaltung, d. h., er versteht die beiden in der Person geeinten Naturen als zwei Ebenen innerhalb des einen Bewusstseins Jesu Christi (153–167).

Obwohl die Entwürfe von Davis und Swinburne nach wie vor eine gewisse Anziehungskraft ausüben, ist die mit der Fortentwicklung der analytischen Religionsphiloso-

phie verbundene Ausdifferenzierung auch der christologischen Diskussion unverkennbar. Zurückzuführen ist diese nicht zuletzt auf Erkenntnisfortschritte der Hirnforschung und – damit eng verbunden – der Philosophie des Geistes. Vor diesem Hintergrund sind die Beiträge von *Joseph Jedwab* (168–185) und *Anna Marmodoro* (205–227) zu verstehen. Ferner hat sich die analytische Philosophie inzwischen in einen produktiven Dialog mit anderen Denktraditionen begeben. Das zeigt sowohl der an den Aristotelismus anschließende Entwurf von *Michael C. Rea* (134–152) als auch der Beitrag des ausgewiesenen Mediävisten *Richard Cross*, der auf das Potenzial der Scholastik für die Lösung der von der analytischen Philosophie aufgeworfenen Fragestellungen aufmerksam macht (186–204). Das tritt dem oft kolportierten Verdacht entgegen, die analytische Philosophie sei geschichtsvergessen und selbstreferenziell. Richtig ist gleichwohl, dass in ihr auf eine historische Kontextualisierung zumeist verzichtet und ein klar systematischer Zugang favorisiert wird. Das gilt auch hinsichtlich der verwendeten Begriffe, etwa dem der Natur und dem der Person. Was meinten die auf dem Konzil von Chalcedon versammelten Väter eigentlich, als sie diese Begriffe gebrauchten? Meinte ‚Natur‘ damals wirklich „a concrete particular“ (45) oder ein entweder abstraktes oder konkretes Seiendes (169)? Insofern seitens der analytischen Religionsphilosophie der Anspruch erhoben wird, der altkirchlichen Lehre zeitgemäß Ausdruck zu verleihen, handelt es sich dabei keineswegs um allenfalls historisch relevante Quisquilien. Es wäre von daher zu begrüßen, wenn das Gespräch mit der Theologie gesucht würde, zumal mit der Patrologie.

Für deutsche Leser dürfte die Beschäftigung mit der analytischen Religionsphilosophie trotz des so ganz anderen Diskussionszusammenhangs anregend sein – gerade um der theologischen Urteilsbildung willen. Dogmatik kann sich nicht darin erschöpfen, bloß historische Zusammenhänge darzustellen, denn sie ist eine normative Disziplin.

B. DAHLKE

#### 4. Praktische Theologie

SCHEULE, RUPERT M., *Gut entscheiden*. Eine Werterwartungstheorie theologischer Ethik (Studien zur theologischen Ethik; Band 125). Freiburg i. Br./Fribourg (Schweiz): Herder/Academic Press 2009. 344 S., ISBN 978-3-451-32271-6.

„Diese Arbeit sollte einen Anfang machen mit der umfassenden Rezeption der soziologischen Werterwartungstheorie (rational choice theory) in der theologischen Ethik. Die Innovationsleistung des Unternehmens könnte darin liegen, eine Handlungs- und Sozialtheorie mit einer Moraltheorie innerhalb eines *einzigsten* Paradigmas verschränkt zu haben“ (303). Mit diesem Rückblick beginnt das Fazit der mit dem Kardinal-Wetter-Preis 2008 gewürdigten Habilitationsschrift des Autors.

12 Kap. plus Einleitung und Anhang prägen den Inhalt. Der Autor (= Sch.) skizziert zu Beginn sein Anliegen (11–23): Es soll „insbesondere um Entscheidungskonflikte in einer spätmodernen, funktional ausdifferenzierten und hochkomplexen Gesellschaft gehen“ (13). Ein Umriss des Arbeitsprogramms, ein Überblick über die kommenden Kap. und ein Hinweis über die methodische Stringenz der kapitelinternen Gliederung eröffnen das Buch (22).

Kap. 1 erläutert die Grundlagen der Werterwartungstheorie (= WE) (25–49). Diese geht davon aus, „dass Entscheidungen auf Ziele ausgerichtete Handlungen sind“ (25). Orientiert am Modell des sich selbst Zwecke setzenden und Selbstzweck seienden *homo teleologicus* steckt Sch. die Grundrisse seines Modells ab. Es sei in der Lage auszusagen, dass „die Wünschbarkeit eines Entscheidungszieles mit seiner Realisierungswahrscheinlichkeit multipliziert werden kann und dass das sich ergebende Produkt ein Wert ist, der Auskunft gibt über die Vorzugswürdigkeit einer Entscheidung“ (35).

Der Konstruktion einer „präskriptiven Entscheidungslehre“ widmet sich das Kap. 2 (51–83). Ein erstes Set an Entscheidungsregeln wird präsentiert: die Bayes-, Laplace-, Wald-, Maximax-, Hurwicz-, Hodges-Lehmann-, Savage-Niehans-Regel (57–61). Ein